

Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634487>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

1. Fortsetzung

Während der Mahlzeit, die man in dem grossen, mit alten Bauernmöbeln und schönem Delfter Porzellan geschmackvoll eingerichteten Esszimmer einnahm, wurde nicht mehr über die Sache gesprochen. Livia erzählte noch lebhafter als sonst von ihrer eigenen Berufstätigkeit, von Operationen und interessanten Fällen in der Klinik, an der sie gerade ihr praktisches Jahr machte. Landing hörte ihr mit halbem Ohr zu. Er verabscheute medizinische Gespräche, besonders bei Tisch. Und er konnte es immer noch nicht recht verwinden, dass seine einzige Tochter gerade diesen für sein Empfinden unweiblichen Beruf ausgesucht hatte. Aber er hatte andererseits doch zuviel Achtung vor Livias Persönlichkeit und dem wissenschaftlichen Ernst, mit dem sie ihr Studium betrieb, um sie seine Abneigung dagegen spüren zu lassen. Er hegte auch immer noch die stille Hoffnung, dass sie sich eines Tages doch einmal richtig verlieben und durch eine Heirat ganz von selbst einem glücklichen Frauenschicksal zugeführt werden würde. Ein so schönes Mädchel wie sie ...!

Zerstreut liess er ihre von lateinischen Fachausdrücken strotzende Schilderung einer „wunderschönen“ Schädel-trepanation über sich ergehen, als es läutete.

„Hoffentlich kein Besuch“, sagte er, um seinen Mittags-schlaf besorgt, den er sich ohnehin nur am Sonntag ge-stattete.

Von draussen kam undeutliches Gemurmel, dann steckte die alte Minna den Kopf durch die Tür und machte Livia geheimnisvolle Zeichen. Ob das Fräulein Doktor nicht einen Augenblick herauskommen möchte? Es sei etwas, das sie angehe — etwas Ärztliches.

Livia machte erstaunte Augen.

„Mich? Aber ich bin ja noch gar nicht —“

Die alte Köchin liess sie nicht zu Wort kommen. Nämlich das Mädchen „von drüben“ sei da, erklärte sie im Flüsterton —

„Die von dem Mexikaner — Sie wissen schon. Ihrer Frau ist was passiert — ich weiss nicht recht was. Sie soll's Ihnen selber sagen.“

„Meinetwegen.“ Livia legte ihre Serviette hin und stand vom Tisch auf. „Entschuldige mich einen Augenblick, Vater. Ich will bloss hören, um was es sich handelt.“

In der Diele stand ein verschrecktes, ziemlich schmutzi-ges Dienstmädchen, aus dessen aufgeregtem Gestotter man zunächst nicht klug werden konnte. Es dauerte eine Weile, bis Livia sich über den ganzen Sachverhalt klar war.

Also — die Dame von drüben war plötzlich ohnmächtig geworden. Schon vor ungefähr einer Stunde. Der Mann war nicht zu Hause — fort mit dem Wagen. Wo ihn erreichen? Das junge Ding wusste sich nicht zu helfen. Sie war in ihrer Angst in die nächste Molkerei gelaufen, um nach einem Arzt zu telephonieren, hatte aber keinen erreichen können, behauptete sie. Schliesslich hätten ihr die Leute in der Molkerei geraten, das Fräulein Doktor zu bitten —

„Aber ich kann Ihnen leider auch nicht helfen“, erklärte Livia mit bedauerndem Achselzucken. „Ich bin noch kein praktischer Arzt. Ich darf noch gar nicht selbständig be-handeln. Höchstens“ — Sie überlegte einen Augenblick. Die Bewusstlosigkeit der Frau dauerte, wie das Mädchen

sagte, schon über eine Stunde. Höchste Zeit, dass etwas geschah. Sonst konnte es womöglich zu spät sein.

„Höchstens könnte ich der Patientin die erste Hilfe leisten“, fuhr sie zögernd fort, „so lange bis ein Arzt gefun-den ist. Warten Sie eine Minute, ich komme gleich mit.“

Sie lief in ihr Zimmer, um ihr ärztliches Besteck zu holen, und trieb das noch immer hilflos herumstehende Mäd-chen zur Eile an.

„Tragen Sie ruhig inzwischen den Nachtschiff auf, Minna“, rief sie im Vorbeigehen in die Küche, „ich bin bald zurück.“

„Aber das schöne Soufflee wird ganz zusammenfallen“, jammerte die alte Köchin.

„Macht nichts, ich esse es auch so. Ich muss mir als angehende Aerztin die Feinschmeckerei beizeiten abge-wöhnen...“

Unterwegs versuchte sie sich eingehender über den Fall zu orientieren.

„Hat Ihre Dame öfters solche Ohnmachtsanfälle?“ fragte sie ihre Begleiterin. Das Mädchen zuckte die Achseln. Darüber könne sie nichts sagen. Sie sei erst etwas über einen Monat in dieser Stellung. „Und ich geh' auch bald wieder“, erklärte sie mit einer abfälligen Grimasse. „In dem Platz hält es ja keine aus.“

Livia war nicht neugierig: Sie verabscheute Dienstboten-klatsch. Aber ihr fiel plötzlich ein, was einer ihrer Professoren immer gesagt hatte: dass ein Arzt sich auch für die näheren Lebensumstände seiner Patienten interessieren sollte, um ein ganz genaues Krankheitsbild zu bekommen. Sie beschloss also, einmal neugierig zu sein.

„So? Warum denn nicht?“ erkundigte sie sich.

Das junge Ding schien nur auf die Frage gewartet zu haben, denn sie begann dem fremden Fräulein sofort ihr Herz auszuschütten. Es sei ein zu verrücktes Haus, erklärte sie, da könne sie sich nie eingewöhnen. Lauter fremde Sachen. Und so komische Gewohnheiten. Und keine An-sprache den ganzen Tag... Sie seufzte.

„Man ist ja rein wie begraben. Die Frau kann überhaupt kein Deutsch, bloss der Herr. Und der schreibt immerfort Oder geht die halbe Nacht spazieren. So was Nürrisches — nicht? Na, und erst das Essen! Pfui Teubel, nicht zum 'runterkriegen. Nicht mal Brot — denken Sie! Bloss so 'ne Maiskuchen-Tortillas oder wie sie das Zeug nennen. Zu allem, sogar Kaffee. Die Frau macht sie selber. In einem uralten kleinen Holzkohlenherd, der die ganze Küche ver-stänkert. Und wissen Sie wie? Sie hockt dabei auf dem Boden, mit dem Herd zwischen den Knien, und singt Lieder dazu, die kein Mensch versteht. Haben Sie schon so was erlebt, Fräulein? Dabei haben wir Gas.“

Sie stiess mit einem empörten Fusstritt das Gartentor auf und liess Livia vorausgehen.

Der Garten war ganz verwildert, selbst auf dem Fussweg wuchs das Gras. Die Leute schienen ihren Besitz ziem-lich zu vernachlässigen. Die Büsche und Sträucher mussten seit Jahrzehnten nicht mehr geschnitten sein. Sie waren zu wahren Bäumen geworden, die das dahinterliegende Haus vollkommen verdeckten. Und was war das — ?

Livia verhielt fast erschrocken den Schritt. Wie jähling aus dem Erdboden-geschossen, grinsten ein überlebensgrosse

Der Bariton Ernst Schläfli

Es ist nicht von ungefähr, dass ein verhältnismässig so grosser Teil der Schweizer Künstler dem Lehrerstand angehört. Und zwar sind es nicht nur die vielen Ferien, die den künstlerisch veranlagten Menschen zum Lehrerberuf hinziehen, sondern hauptsächlich der Umgang mit der Schuljugend, der die Künstlerseele immer wieder anregt und auffrischt.

«Die Schüler erhalten mich frisch und jung für die Musik, und das Singen gibt mir neue seelische Kräfte, die meinen Schülern zugute kommen.» So formulierte der Sänger Ernst Schläfli sein Lebensprinzip. Er ist denn auch 20 Jahre lang mit beiden Füßen in seinen zwei Berufen gestanden. Sah man ihn in der Schule oder auf einer Schulreise mit seinen Dritt- oder Viertklässlern, so hatte man den Eindruck, er sei mit Leib und Seele Lehrer; hörte man ihn aber in einer Kirche oder im Konzertsaal die Basspartie eines Oratoriums oder romantische Lieder singen, so schwor man darauf, er sei mit Leib und Seele Sänger.

Unter einem Umstand hatte er dabei aber doch zu leiden: er wurde bei seinen Kollegen von der Gilde der Berufsmusiker nicht voll anerkannt. Nicht etwa, dass sie seine überragende Musikalität oder die Ausdrucksmöglichkeiten seiner von Natur schönen und von bedeutenden Lehrern (Klee, Rehfuss, Forchhammer) ausgebildeten Baritonstimme nicht geschätzt hätten — im Gegenteil — jedoch eine gewisse Berufssolidarität hiess sie ihm immer wieder vorwerfen: Du hast ja Deine Betätigung und Dein Auskommen in der Schulstube, überlass Du das Konzertpodium uns.

Trotzdem war Ernst Schläfli schon seit Jahren in der ganzen Schweiz bekannt und beliebt, und es gibt wenige Gegenden seines Vaterlandes, wo er nicht schon von einem Verein zur Mitwirkung in einem Konzert engagiert worden wäre. Allein, zu den grossen Ereignissen seiner Vaterstadt Bern, zu den Abonnementskonzerten, zu den Oratorienaufführungen des Cäcilienvereins und der Liedertafel, kurz zu den Veranstaltungen reinster künstlerischer Natur war ihm, dem Lehrer, dem «Dilettanten», der Zutritt versperrt.

Im Frühjahr 1943 nun wurde er zum Gesanglehrer ans Städtische Progymnasium und zum Lehrer für Schulgesang ans Konservatorium gewählt. Diese Ernennungen trugen beide zwei grosse Vorzüge in sich: erstens war Ernst Schläfli nun eindeutig Berufsmusiker, so dass seinen Engagements zu bedeutenden Konzerten nun nichts mehr im Wege steht; zweitens konnte er seine Primarlehrerstelle ruhig aufgeben, denn den Umgang mit der Jugend brauchte er deswegen doch nicht zu missen.

Schon nach den ersten Stunden konnte man bei den sonst so widerspenstigen Prögeln einen neuen fröhlichen Arbeits- und Singeifer beobachten, am Ende des ersten Quartals schon veranstalteten sie einen öffentlichen Sängerwettbewerb, und am Schluss des ersten Unterrichtsjahres sangen die 11—14jährigen Buben und Mädchen 3- und 4-stimmige Lieder meisterhaft in Aussprache, Stimme und Ausdruck.

Im gleichen Monat, wie Ernst Schläfli seine Schüler aufs Examen vorbereitet,



gibt er einen Liederabend, singt in der C-dur-Messe von Beethoven und reist an einem Sonntag schnell zu einem Konzert ins Wallis. In den dazwischenliegenden Nächten muss er häufig Luftschutzdienst tun, und wenn man ihn am Morgen darauf mit hochgekrempeltem Mantelkragen zur Schule fahren sieht, merkt man ihm weder Uebermüdung noch Nervosität an.

Nur wenn es im Frühling oder im Sommer «höchste Zeit» zu einer kleinen Ausspannung scheint, so stellt er sich für einige Stunden ans Ufer des Broyekanals, hält mit Todesverachtung stundenlang die Angelrute übers Wasser und «schaut mit regem Blute des muntern Fischleins Bade im kalten Wasser» zu. M. V.-W.

steinernes Ungeheuer sie an mit rechtwinklig aufgerissenem Maul, das einen fürchterlichen Rechen von langen, spitzen Haifischzähnen blosslegte. Irgendein indianisches Götzenbild, wahrscheinlich aus einem Aztekentempel. Livia erinnerte sich flüchtig, gehört zu haben, dass dieser Herr Kandler, oder wie er hiess, als einer der bedeutendsten Autoritäten für mexikanische Archäologie galt.

„Ja, so ein gräusliches Zeug steht bei uns überall herum“, entrüstete sich das Mädchen, „das ganze Haus ist voll davon. Schauen Sie bloss nicht hin, Fräulein, sonst träumt Ihnen heut' Nacht davon.“

Livia machte eine abwehrende Geste. Sie hätte sich im Gegenteil am liebsten noch recht lange vor jedem einzelnen dieser grotesken Bildwerke verweilt, die hier aus jedem Gebüsch auftauchten, spukhaft drohend, voll pathetischer Wildheit — und doch irgendwie traurig, irgendwie entzaubert in diesem blassen nördlichen Licht ...

Aber es war jetzt keine Zeit zu verlieren. Im Haus lag eine Kranke. Flüchtig streifte im Vorbeigehen Livias Blick die ungezählten fremden und merkwürdigen Gegenstände, mit denen der Hausflur bis in den hintersten Winkel vollgestopft war: exotische Töpfereien, Friese, Waffen und Werkzeuge, allerhand ausgestopftes Getier, ein steinerner Backtrog.

„Wo liegt die Patientin?“

„Hier, Fräulein.“

Das Mädchen öffnete eine Tür. Livias erster Blick fiel auf die regungslose Frauengestalt, die mitten im Zimmer ausgestreckt am Boden lag. Eine noch junge Frau, so schien

es, und schön. Von auffallend fremdartigen Typus, der durch die exotische Buntheit der Kleidung noch betont war. Ihr lebloses Gesicht, von der fahlen Acajourfarbe einer Ananas, erinnerte Livia flüchtig an eine kleine Maske aus verblühener Jade, die ihr im Vorplatz aufgefallen war.

„Machen Sie vor allem ein Fenster auf“, befahl sie dem unnütz herumstehenden Mädchen, „Sie hätten das sofort tun sollen. Hier ist eine schreckliche Luft.“

Ein merkwürdig scharfer, animalischer Geruch, der ihr gleich beim Eintreten aufgefallen war, verpestete das Zimmer. Livia kniete neben der Bewusstlosen nieder und öffnete ihr die Kleider. Das Herz ging langsam, sehr langsam. Puls war kaum noch vorhanden und das Fleisch fühlte sich merkwürdig kühl an, wie das einer Sterbenden.

Wenn man nur die Ursache dieser Ohnmacht wüsste, sagte sich die junge Medizinerin. Ein Krampfanfall vielleicht? Oder ein Betäubungsmittel? Sie zog eines der geschlossenen Augenlider hoch. Nein, die Pupille war nicht vergrössert und auch der Augapfel in seiner normalen Stellung. Also nichts derartiges.

„Hat Ihrer Dame in der letzten Zeit irgend etwas gefehlt?“ erkundigte sie sich. „Oder hat sie vielleicht einen Schrecken gehabt? Besinnen Sie sich mal. Was hat sie denn kurz vor dem Anfall getan?“

Das Mädchen besann sich, konnte aber nichts Auffälliges berichten. Frau Kandler habe in der Frühe die Vögel gefüttert und ihren Blumen Wasser gegeben, wie alle Tage. Dann sei sie in ihr Zimmer gegangen und man habe sie eine Weile musizieren hören — die Kleine deutete auf ein

merkwürdiges Instrument, eine Art Xylophon — und dann — „als sie um zwölf noch nicht in der Küche war, wollte ich wissen, was mit dem Essen wird, und ging hinein, um zu fragen. Da lag sie so da, genau wie jetzt. Und ich bekam's mit der Angst und holte aus meinem Zimmer das Kölnischwasser. Denn sowas haben die ja nicht. Und —“

Livia winkte ab. „Helfen Sie mir die Frau aufs Bett tragen. Oder dorthin — einerlei. Aber vorsichtig“,

ordnete sie an. „Und dann machen Sie schnell eine Wärme- flasche.“

Das Bett — oder besser gesagt, das Lager — bestand aus lauter aufeinandergeschichteten Tierfellen, und darüber lagen, lose hingeworfen, zwei grosse, bunte, handgewebte Wolldecken, hochrot die eine, die andere orangefarbig, mit bizarren Randmustern. Sogenannte Serapes, wie die mexi- kanischen Indios sie als Mäntel tragen. Fortsetzung folgt

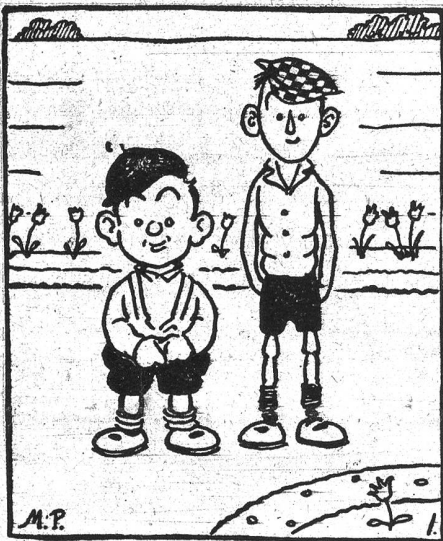
Liebe Kinder!

Die Geschichte vom Karlchen Krauseminze ist fertig. Nach langem Suchen haben sie die grosse Erbschaft gefunden. Mit unserer neuen Geschichte möchten wir Euch nun erzählen, was

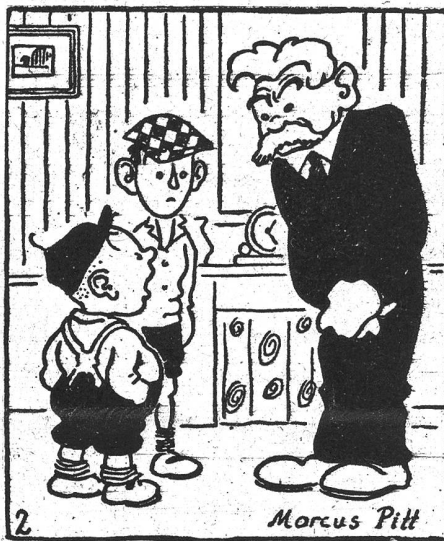
zwei Buben passiert ist, die, weil sie kein Velo bekamen, eines selber zimmerten und damit ausfahren gingen. Dabei werdet Ihr sehen, wie Ihr es nicht machen dürft. Sonst bekommt Ihr sicher nie ein richtiges Velo. Nun werden Euch Hans und Peter erzählen, wie sie ihr Velo zusammengestellt haben. Passt gut auf!
Die Redaktion.

Folgen einer Radfahrt

von G. Th. Rotman



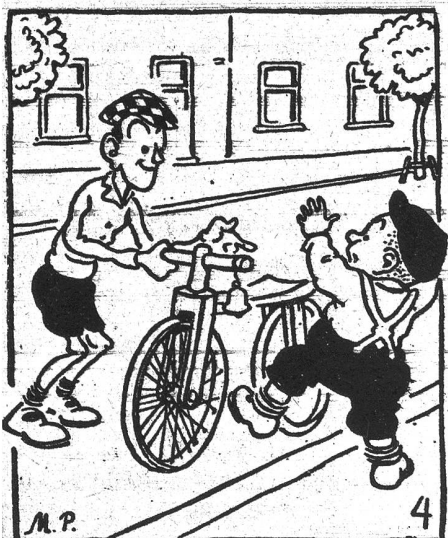
1. Hier, Kinder, seht ihr Hans und seinen jüngeren Bruder Peter. Sie möchten so gerne ein Velo haben. «Gehen wir zum Vater!» sagt Hans, «vielleicht bekommen wir eins!»



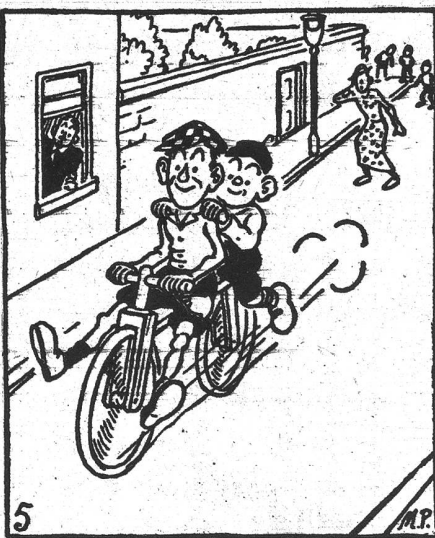
2. Der Vater aber schüttelt den Kopf. «Das geht leider nicht!» sagte er traurig, «die Zeiten sind ja viel zu schlimm; ich verdiene heutzutage kaum einen Rappen.»



3. Da gingen die beiden Knaben zum Alteisenhändler und kauften sich dort ein Paar schöne Räder. «Für einen Franken habt ihr sie beide», sagte der Alteisenhändler. «Abgemacht!» erwiderte Hans.



4. Sie zimmerten und sägten nun eine ganze Woche lang, dass es nur so eine Art hatte, und am nächsten Mittwoch hatten sie sich ein kunstvolles Velo zusammengeflickt, das sie sofort einer Probe unterziehen wollten.



5. Sie wählten sich zu diesem Zweck eine stark abfallende Strasse; das würde weit besser gehen, dachten sie. O Buben, gebt doch acht, dass ihr keine Unglücksfälle verursacht!



6. Heinz, der Zuckerbäckergeselle, sollte gerade eine grosse Menge Törtchen abliefern. Guter Laune spazierte er dahin, einen Haufen Schachteln auf dem Kopf tragend.